

## Ein Rückblick

### Schlusswort zur Akademischen Festveranstaltung des Fachbereichs Geschichts- und Kulturwissenschaften aus Anlass meines 80. Geburtstages\*

*Danke!*

Dank Ihnen, lieber Herr Rösener, nicht nur für diese Laudatio, sondern für dieses Fest überhaupt, mit dem eine freundliche Anregung von Herrn Kollegen Heller nun Wirklichkeit geworden ist; Dank nicht zuletzt auch für die großzügige Art, mit der Sie meine Mitarbeit in unserer Abteilung Mittelalter weiterhin akzeptieren und fördern.

*Hvala od scrca, moj dragi Andrej!* Es ist immer wieder bewegend für mich, meine Bemühungen in Deinem Spiegel zu betrachten, und lieb, wie Dein Festvortrag nun einmal etwas von unseren Gießener Wirkungen in räumliche Ferne zurück nach Gießen brachte. Besonders dankbar aber bin ich Dir, dass Du für diese Stunde die ungewöhnlich weite Reise von Deiner Ljubljana an unsere Lahn auf Dich genommen hast. Du hast ganz spontan zugesagt, obwohl Du schließlich auch noch anderes zu tun hast. Das war nicht selbstverständlich! Aber beide Flüsse fangen eben mit demselben Buchstaben an.

Ihnen, Herr Dekan, lieber Herr Werner, darf ich danken, dass der Fachbereich bei allen Lasten der laufenden Umstrukturierung gleichwohl diese Veranstaltung durchführt. Dass zu dem doch nicht gerade günstigen Termin so viele freundliche Gesichter zusammengekommen sind, obwohl die Themenstellung im Grunde wenig allgemein Interessierendes zu verheißern schien, gibt Freude.

Ich muss dabei besonders Herrn Professor Zernack hervorheben. Lieber Klaus, wir waren jahrelang zusammen Assistenten im Institut des unvergesslichen Herrn Ludat, und wir erlebten am 18. Dezember 1964 beide unsere Habilitationen – die ersten in unserem historischen Fach hier am Ort seit dem Krieg. Ich danke Dir

besonders, dass Du zum heutigen Anlass von Berlin herübergekommen bist!

Ich muss aber auch meine Frau ansprechen. Andrea, wehre das jetzt nicht ab! Es darf ruhig auch einmal öffentlich gesagt werden, dass Du unvorstellbar viel tust, damit der Alte noch möglichst viel von seinem Schreibtisch herausbringen kann – besonders, seit Du selbst im Ruhestand bist. Wenn es mir gelingen konnte, allmählich Papier in 60 oder 70 cm Dicke beidseitig vollzudrucken, dann hast Du einen erheblichen Anteil daran und damit auch daran, dass man mich hier heute feiert!

Groß ist auch meine Freude, dass die Deutschen Unitarier und ihre Dachorganisation, die *International Association for Religious Freedom*, so repräsentativ hier vertreten sind. Die Deutschen Unitarier sind meine Religionsgemeinschaft. Sie und ihr weltweiter Hintergrund haben mich maßgeblich geformt. Studenten haben mir mehrfach die Freude gemacht, mich anzusprechen, weil ihnen an meiner Lehrtätigkeit eine besondere Offenheit und Toleranz aufzufallen schien. Wenn ihr Eindruck richtig war, dann danke ich das nicht zuletzt dieser Formung. Sie hat auch meine wissenschaftlichen Fragestellungen und Vorgehensweisen mitbestimmt. – Schließlich aber möchte ich mir erlauben, das wirkliche Geburtstagskind dieses Tages hervorzuheben – mein Tag liegt ja schon lange zurück; ich war damals im Ausland, so dass er hier nicht gefeiert werden konnte. Herr Ostheimer, Sie sind nicht nur mir, sondern auch unserem Institut seit über 30 Jahren verbunden. Gemeinsam gehörten wir zu den Gründern der *Gießener Numismatischen Gesellschaft*, und das Wirken dort gab meinem Leben jahrzehntlang einen wichtigen Akzent. Lassen Sie sich auch hier, stellvertretend für viele, für Ihre Verbundenheit danken und vor allem herzlich gratulieren!

\* Persönliche Daten siehe *Biographische Notizen*, S. 185

Meine Damen und Herren, wenn Sie mich hier freudig und dankbar bewegt sehen, so liegt das an dem, was wir gerade erlebten; es hat aber auch noch einen weiteren Grund. Ich gehöre zu einer Jahrgangsgruppe, in der es „normal“ war, nicht mehr als 20–25 Jahre alt zu werden, weil ein sog. Vaterland unersättlich geworden war und auch unsere Jugend dafür missbrauchte. Werner Vieweg, Werner Nothmann, Theo Opitz und Martin Höfer – Namen wie diese sind für Sie leerer Schall; für mich waren es Freunde – Freunde, die genau so gern weitergelebt hätten wie ich. Das Gefühl, damals davongekommen zu sein ohne eigenes Verdienst, geht mit mir durch meine Jahrzehnte – meist nur latent, doch in Augenblicken wie diesem brennend lebendig.

Ich denke auch an die beiden Herren, deren Zusammenwirken ich danke, dass mir der Weg vom Gymnasialdienst zurück auf die Universität möglich wurde. Herbert Ludat hat gleichfalls den 80. Geburtstag erlebt; Herr Heller verfolgte damals für ihn ähnlich freundliche Absichten, wie er sie für mich anregte, doch die Durchführung war damals unmöglich – das Befinden des Jubilars wollte sie nicht zulassen. Walter Schlesinger ist nur 75 geworden. Die letzten acht Jahre standen im Zustand völliger Sprach- und Schreibunfähigkeit, abgeschnitten von aller lebendigen Kommunikation, und das, wie es schien, bei völliger geistiger Klarheit. Ich denke auch an meinen lieben Wolfgang Fritze, mit dem ich mir besonders einig war, wie wichtig es ist, die slawische Komponente im Aufbau des deutschen Volkes klar ins allgemeine Bewusstsein zu heben – sie gehört ja zu den wesentlichsten unter denen, die uns als Deutsche vom alten Germanentum trennen, und sie bedingt Verwandtschaftsperspektiven, die nur zu lange verdrängt worden sind. Auch Fritze ist nur 75 geworden.

Er hatte mir noch vier Jahre voraus, Frantisèk Graus kam anderthalb Jahre nach mir zur Welt. Mit diesem Gelehrten von wahrhaft europäischem Rang verbindet sich eins der bewegendsten Erlebnisse meines akademischen Lebens: Dass ein Mensch, der als einziger seiner Familie Theresienstadt überlebte, zu uns kam und unseren Ehrendoktor annahm, das war da-

mals ein fast unwahrscheinliches Zeichen der Hoffnung. Ihm blieben nur 67 Jahre. Erlauben Sie noch zwei Namen, die je auf ihre Weise auch etwas von meinem Wege beleuchten. Jaroslav Šašel, Jahrgang 1924, hatte noch vier Jahre weniger Zeit. In ihm begegnete ich zum ersten Male einem Slawen, der nicht, wie diejenigen, mit denen ich mich bis dahin beschäftigt hatte, ein Kind der Ebene und des Hügellandes war. Er kam aus einem Hochgebirgsland und liebte seine Berge! Das brachte mir eine wichtige Weitung des Horizonts. Auch wissenschaftlich hat dieser Mann in seiner liebenswürdigen Art mir Türen zum Ostalpenraum eröffnet, mit dem ich damals noch wenig vertraut war. Schließlich Benedykt Zientara, acht Jahre jünger als ich – ein Pole durch und durch, aber ein kompromissloser Streiter gegen unfundierte ideologische Klischees, die nationalistischen der eigenen Seite nicht ausgenommen; gebranntes Kind der deutschen Okkupation, aber – und vielleicht gerade deshalb – ein unermüdlicher Arbeiter am Wege polnisch-deutscher Verständigung; engagierter Mitarbeiter der Solidarność-Bewegung, der mit ihr neue Bildungswege zu bahnen suchte, und nicht zuletzt ein warmherziger Freund. Ihm hat der Krebs keine 54 Jahre gelassen – auch er ein unersetzlicher Verlust nicht nur für unsere Wissenschaft.

Noch viele könnte ich nennen, nicht zuletzt aus dem engsten Familienkreis. Ich aber sitze hier, älter, z. T. wesentlich älter als diese alle; ich darf das heutige Fest erleben und auch sonst noch so vieles, was mich bereichert – nicht ohne Beeinträchtigung, wie Sie sehen, aber mehr Jahre verlangen halt ihren Preis. Wer mein Alter erreicht, hat viele Abschiede hinter sich. Sie bilden den Hintergrund für die Dankbarkeit, selbst noch da sein zu dürfen, und auch dafür, solche Begleiter wenigstens auf Zeit erlebt zu haben.

Sie haben bemerkt, wie viele der Namen eben fremdsprachig klangen. Als ich nach Kriegsende wieder studieren konnte – fast unwahrscheinlich nach sozusagen 10 Semestern Unterbrechung –, wurde mir allmählich bewusst: Geschichtswissenschaft, bisher immer wieder als Waffenarsenal im Kampf Volk gegen Volk

eingesetzt, hat ungewöhnlich reiche Möglichkeiten, um Brücken zwischen den Völkern schlagen zu helfen. Voraussetzung ist einmal, dass man den eigenen Standpunkt zu relativieren wagt und sich gewöhnt, historische Konflikte möglichst mit den Augen beider Seiten zugleich zu sehen; Voraussetzung ist weiter, dass man sich für Positionen, die man selbst nicht zu teilen vermag, immerhin um Verständnis bemüht – es gibt kaum je einen Irrtum, in dem nicht irgendwo doch ein Körnchen Wahrheit steckt. Was zustande kommen kann, wenn man solche Notwendigkeiten verkennt, haben Krieg und Kriegsausgang demonstriert in einer Weise, die Nachgeborene sich kaum noch wirklich vergegenwärtigen können – der Gedanke, dass die Erfahrungen meiner Generation mit ihr aussterben werden, hat etwas Unheimliches nicht nur für mich. Kommt man aber in der angedeuteten Richtung voran, dann gibt es die erstaunlichsten Erfahrungen über alte und neue Grenzen hinweg. Oft sind es nur kurze Momente:

- Teilnehmer einer Tagung in Berlin auf dem Weg zum gemeinsamen Essen, es kann noch gegen Ende der Siebziger Jahre gewesen sein. Ein polnischer Kollege, mit dem schon lange erfreulicher Kontakt besteht, hat sich zu mir gesellt. Die Gruppe zieht sich auseinander; Abstand stellt sich her nach vorn und hinten zwischen uns und den anderen. Plötzlich und unvermittelt leise Worte: *„Ich weiß genau, dass von unserer Seite Ihnen gegenüber vieles geschehen ist, was gar nicht schön war. Aber Sie wissen auch: Sie und wir haben einen gemeinsamen Feind! – Ist das nicht ein herrlicher Tag heute?“*
- Gastvortrag in Budapest. Anschließend nimmt ein ungarischer Kollege, dem ich schon mehrfach begegnet war, mich kurz beiseite: Ob ich wüsste, wann und wo ich gesprochen hätte? – Wie soll ich die Frage verstehen? Natürlich sind mir Datum und Adresse bekannt. – Ja, Sie haben am 30. Jahrestag der letzten Besprechung vor dem Aufstand von 1956 in dem Gebäude gesprochen, in dem sie abgehalten wurde. – Kann man heute noch ermessen, was das damals für Vertrauensbeweise waren?

– Wieder Tagung auf einst ostpreußischem Boden. Ein Kollege, dem ich erstmals begegnet bin, und ich finden Zeit für einen kleinen Spaziergang an einem lichtfunkelnden masurischen See. Wir stellen fest: Wir sind vom gleichen Jahrgang; als anständiger Pole war er selbstverständlich Partisan – einer von denen, die versuchten, seine Heimatstadt Wilna von uns zu befreien, bevor sie in sowjetische Hand fallen konnte, um sie so nach Möglichkeit für den wiederherzustellenden polnischen Staat zu retten, dem sie in der Zwischenkriegszeit angehört hatte. Ich registriere: mein Gesprächspartner gehört also zu einer jener Gruppen, die tragisch zwischen die Stühle der Zeit gefallen sind – ist einer der Litauer polnischer Muttersprache, die aufschäumender Sprachnationalismus in der Heimat nicht mehr zu sehen wünscht, die aber im eigentlichen Polen nicht ohne weiteres warm zu werden vermögen. Dann aber: Wären wir uns damals begegnet – vielleicht hätte keiner überlebt; jetzt aber war es möglich geworden, zwanglos und freundschaftlich miteinander über damals Gewesenes zu sprechen!

Meine Damen und Herren, solche Augenblicke sind Geschenke des Lebens – und unsere Freundschaft, Andrej, nicht nur über Grenzen von Staaten und Sprachen, sondern noch über Generationen hinweg, sie gehört auch dazu.

Lassen Sie mich noch sagen, dass Geschichte für mich niemals die bloße „historische Sozialwissenschaft“ war, zu der man sie einmal verkürzen wollte. Sie war und bleibt für mich eine Wissenschaft vom Menschen – von den Rahmenbedingungen seines Lebens und Denkens in Staat und Gesellschaft wie von diesem Leben und Denken selbst, von seinen Grenzen und von der Vielfalt der Möglichkeiten, die ihm trotz allem bleiben, positiv wie negativ. Dazu gehört auch die Spontaneität, die immer wieder alle Schranken des Wahrscheinlichen durchbrechen kann, wie ich das zuerst an jenem brandenburgischen Bischof Wigger aus dem 12. Jahrhundert zu zeigen versuchte. Auch das persönliche Geheimnis, das er mit ins Grab nimmt. Aus einer Urkundenarena erfah-

ren wir eben nicht, wie Barbarossa persönlich gedacht hat, sondern was ein Ghostwriter ihm vorformulierte, gleichgültig, wie weit der Herrscher bei der Ausfertigung sämtliche Nuancen der lateinischen Sätze in all ihren Feinheiten verstanden hat.

Geschichte ist damit für mich zugleich eine integrative Wissenschaft, die Ergebnisse zahlreicher Nachbardisziplinen aufzugreifen und fruchtbar zu machen hat für ein Gesamtbild, das möglichst vieles möglichst fundiert umfasst. Mancher meinte, ich verlöre mich gern in Details. Auch sie standen für mich stets im Dienst eines Ganzen, auch wenn sich das im Augenblick nicht immer ausführen ließ. Wann und wie eine bestimmte Kirche entstand, kann entscheidend neue Aspekte eröffnen etwa zur Auseinandersetzung zwischen rivalisierenden Kirchenprovinzen wie dem Patriarchat Aquileia und dem jüngeren Salzburg, das mit päpstlicher Privilegierung in den ursprünglichen Jurisdiktionsbereich der älteren Instanz einzudringen strebte.

Nicht verhehlen kann ich, dass persönliche wie historische Erfahrung mich zum überzeugten Gegner jenes einseitigen Sprachnationalismus gemacht hat, der bei uns in Mitteleuropa so verhängnisvoll herumgeistert und den Blick auf andere Lebenszusammenhänge vernebelt. Ein Beispiel, was er zustandebringt, habe ich genannt; dazu nur ein zweites: Von den gemeinsamen Nachfahren deutscher Zuwanderer und slawischer Altbevölkerung in den früheren deutschen Ostgebieten wurde 1945 ausgetrieben, wer zum Zeitpunkt der Entscheidung deutschsprachig war, und als „Autochthone“ zurückgehalten, wer als aktuelle Muttersprache einen slawischen Dialekt aufzuweisen hatte; die weitere Reslawisierung wurde dann mit Kräften durchgeführt, die in weit entfernten Gegenden verwurzelt waren und deren Vorfah-

renreihen niemals zu den betroffenen Gebieten eine Beziehung besessen hatten. Ich wünsche nicht, dass dies rückgängig gemacht wird, obwohl auch ein wichtiges Land meiner Familiengeschichte und meiner eigenen Jugend einbezogen blieb. Es ist dort genug Leid geschehen, und der Historiker weiß, dass es historische Katastrophen gibt, die unumkehrbar sind – Konstantinopel ist seit 1453 eine türkische Stadt und ein islamisches Zentrum, auch wenn es bis dahin weit über ein Jahrtausend lang christlich-byzantinische Kaiserstadt war. Doch den Geist, der die Vorgänge von 1945 möglich machte, sähe ich gern verschwinden, und ich meine, wir Deutschen hätten Anlass, uns hier zu Vorreitern einer neuen Gesinnung zu machen, statt Molotowcocktails in die Wohnungen von Menschen zu werfen, die uns nichts getan haben.

Die Schädelknochen aus den Großsteingräbern im nachmaligen Ausbreitungszentrum der Germanen zeigen, dass es schon damals, vor 5000 Jahren, dort keine unvermischte Bevölkerung gab, und die dort ruhten, gehören zweifellos teilweise zu unseren Vorfahren als Deutsche. Es ist wichtig, ein Eigenes zu haben, in dem man wurzeln kann. Aber alles Eigene fußt auf Mischtraditionen, die weiter veränderbar sind, und ich vermag nicht einzusehen, warum man nicht fest in diesem Eigenen ruhen kann, ohne Anderes und Neues feindselig abzuwehren. Der Glaube an unabänderliche Statik ist ganz sicher eine unhistorische, eine widerhistorische Vorstellung.

Ich versuche, weiter zu machen, so gut ich noch kann, und ich hoffe, es rechtzeitig mitzubekommen, wenn es Zeit wird, aufzuhören. Am Ende wird Stückwerk bleiben, unvermeidlich. Mehr ist nicht menschenmöglich, und ich bin halt ein Mensch.

Nochmals: *Danke!*